

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 13 (1923)  
**Heft:** 44

**Artikel:** Ween i-n-emol im Chilhof schlofe  
**Autor:** Frey, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645580>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 44 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 3. November 1923

## Wenn i-n-emol im Chilhof schlofe.

Von Adolf Srey.

Wenn i-n-emol im Chilhof schlofe,  
Denn drückt's mi nümme, was uf Herde goht,  
Denn schloft au 's Härz, wo eus im Läbe  
So Anmueß macht und niene rüejig lot.

Doch z'Obe gieng i gärn go luege  
Und zu mim Hei dur'z finster Dörfli us,  
Wenn mini Liebe z'fäme siße  
Und uf em Bänkli sänge vor em Hus.

Denn möcht i um-en Egge schliche  
Und hinderm Brunne-n-i der Nöchi stoh  
Und stoh und lose, was se sänge,  
Und listig wieder a mis Pläzli gob.

## Stille Geschichte.

Von Martha Riggli.

3

Und wieder gingen die Jahre vorbei. Karl und Marie sahen sich gelegentlich in den Ferien und alles war wie einst und alles Alte blieb unausgesprochen. Er verabschiedete sich von ihr in Gegenwart der Mutter, als er nach Absolvierung seiner Studien nach Indien ging und hielt wieder ihre Hand in der seinen und wieder drängten sich ihm die alten Worte auf. Und er wollte in Bombay oder in Madras ein großes Handelshaus eröffnen und niemals in den dumpfen Läden der kleinen Stadt zurückkehren, wenn sie nur so lange wartete.

Niemand wußte, was in dem Mädchen vorging. Sie wußte es selbst nicht. Es kümmerte sich auch niemand darum. Die Mutter verfolgte ihre Pläne und Karl verfolgte die seinen, und sie, um die diese Pläne gingen, lebte wie eine dunkelverborgene Blume im Wald, über die der Herrgott Sonne und Regen und Licht und Schatten schickt nach seinem Ermessen.

Marie hatte auf dem genferischen Gute die vorzüglichsten jungen Leute jener Gegend kennen gelernt, auch viele Fremde, ehemalige Schüler des Gutes, die von den fünf Töchtern eine nach der andern holten, ehe sie auf ihre Inspektorenposten in ausländischen Betrieben zogen. Maries eigenartige und languisante Schönheit ließ einen nach dem andern der jungen, lebhaften Männer an ihr vorübergehen. Jeder hätte am liebsten sie gewählt und keiner wagte sie zu wählen.

Gegen das Ende ihres mehr als dreijährigen Aufenthaltes wurde sie mit ihren Pflegeeltern zu einer Fahrt über

den ganzen See eingeladen. Man wollte früh am Morgen aufbrechen, während des warmen Nachmittags in einer verborgenen Bucht landen und dort sich unter Bäumen lagern, um dann bei Nacht und Fackelschein wieder zurückzukehren. Das prächtige Motorfahrzeug gehörte einem französischen Industriellen, der nahe der schweizerischen Grenze seine Etablissements hatte und für das Gut die Maschinen und Motore zu liefern pflegte. Die beiden Geschäftsfreunde unterhielten einen freundschaftlichen Verkehr miteinander und bei den gegenseitigen Besuchen hatte Marie einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den Franzosen gemacht. Als nun die Einladung zu der Fahrt kam, wechselten Maries Pflegeeltern einen bedeutsamen Blick miteinander. „Es wird zu Ende gehn,“ sagte die Frau, „und Marie wird es sein, wenn erst das Trauerjahr abgelaufen sein wird.“

Und wirklich starb die Frau des Franzosen wenige Monate nach der Rückkehr Maries zu ihrer Mutter. Jene hatte mit ihrem Manne nicht unglücklich gelebt, war aber früh in schweres Siechtum verfallen und starb endlich, nachdem sie Stück um Stück ihrer Lunge qualvoll herausgehustet hatte. Man wußte schon Jahre voraus, welchen Verlauf die Krankheit nehmen würde und die Ehe hatte nur noch der Form nach bestanden und ihren einzigen Ausdruck in den täglichen Krankenbesuchen des Mannes gefunden. Die Kranke wußte, daß er sich nach ihrem Tode wieder verheiraten würde und trug ihm nichts nach. Sie verstand seine Mannesgefühle und seine Mannesbedürfnisse und brachte es im Laufe ihres langen Leidens so weit, ihn zu